

GOTT
MACHT
GLÜCK-
LICH

UND ANDERE
FROMME LÜGEN

MARKUS SPIEKER

SCM Hänssler

Inhalt

Einleitung

Anspruch: Ich – jetzt – alles 11

Mythos 1: Gott macht glücklich

Oder: Warum die Schwerkraft auch für Christen
gilt und ihnen Flügel erst im Himmel wachsen 31

Mythos 2: Gott macht prominent

Oder: Warum fromme Stars schnell verglühen,
oder gar nicht erst hochkommen 61

Mythos 3: Gott macht mächtig

Oder: Warum die deutschen Kirchen in der Krise
stecken und Amerika es auch nicht besser hat 81

Mythos 4: Gott macht brav

Oder: Warum auch bei Christen der
Keuschheitsgürtel locker sitzt 111

Mythos 5: Gott macht schlau

Oder: Warum Christen die richtige Sicht haben,
aber nicht den Durchblick 137

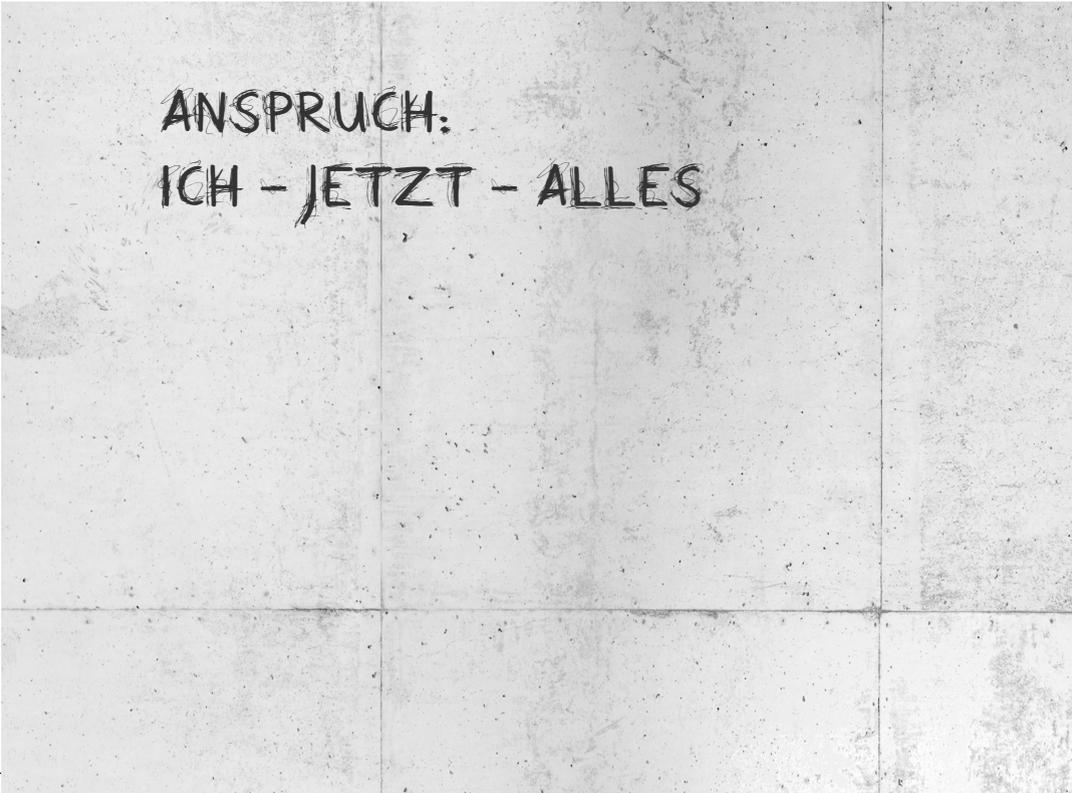
Schluss

Wirklichkeit: Jesus 159

Literatur 169



EINLEITUNG



ANSPRUCH:
ICH - JETZT - ALLES

42.

Laut dem satirischen Science-Fiction-Roman »Per Anhalter durch die Galaxis« von Douglas Adams ist diese Zahl die Antwort auf »die Frage nach Leben, dem Universum und allem«.

Trifft sich gut.

Denn 42 Jahre alt bin ich selbst.

Das bedeutet: Halbzeit, jedenfalls gemessen an der durchschnittlichen Lebenserwartung.

Ich weiß mittlerweile ganz gut Bescheid. Ich habe schließlich in der Schule des Lebens gut aufgepasst und wahrscheinlich noch genug Zeit, mein Wissen anzuwenden. Für mich hat die zweite Lebenshälfte begonnen. Die Konsolidierungsphase, in der das, was man sich in der ersten Lebenshälfte aufgebaut hat, verwaltet, verfeinert und irgendwann losgelassen wird. Ich muss mich allmählich damit abfinden, nicht mehr auf dem aufsteigenden Ast zu sitzen, sondern froh zu sein, wenn der Ast unter mir überhaupt noch mein Gewicht trägt.

Und damit bin ich schon bei der Leitfrage dieses Buchs.

Was trägt überhaupt?

Mein ganzes bewusstes Leben lang bin ich Christ gewesen. Mein erstes Gebet, in dem ich aus meinem begrenzten Wortschatz – souffliert von meiner Mutter – eine Art Glaubensbekenntnis formulierte, habe ich mit drei Jahren gesprochen. Die Euphorie, die manche Neu-Christen dabei empfinden, wenn sie aus einer Haltung des Unglaubens heraus eine radikale Lebenswende hin zu Gott vollziehen, kenne ich nur vom Hörensagen. Ich nenne diese frühe Imprägnierung mit dem Glauben den »Obelix-Effekt«. Wer bereits als Kind im Zaubertrank der Jesus-Beziehung badet, wird nie die Magie des ersten Schlucks erleben. Der Vorteil des Obelix-Effekts: Er konditioniert das Hirn frühzeitig und kleidet den Glauben von vornherein in eine Aura der Selbstverständlichkeit.

Egal, was noch kommt:

Die Kirche, das heißt, das Miteinander mit anderen Christen, wird für mich immer Heimat sein. Und der Himmel wird immer mein Sehnsuchtsort bleiben.

Was nicht die theoretische Möglichkeit ausschließt, dass ich heimat- und ziellos werde.

Ich wäre nicht der erste Christ, dem das passiert.

Was geschieht, wenn die Antworten, die mir der Glaube gibt, nicht mehr zu den Fragen passen, die mir das Leben stellt? Wenn ich mir den Kopf darüber zerbreche, warum wieder einmal die Ehe eines christlichen Freundes zerbrochen ist – und die Erklärungsversuche der Pastoren sich anhören wie »42«: schlicht und unbefriedigend? Was hat Hiob davon, dass er Gott nach dem Grund für sein Leiden fragt – so lästerte der Schriftsteller George Bernard Shaw einmal – und Gott ihm antwortet: »Kannst du den Leviatan fangen?«

Oder stelle ich nur die falschen Fragen? Muss ich meine Erwartungshaltung korrigieren? Meine Glücksansprüche reduzieren? Hat Gott, wie manche Prediger suggerieren, tatsächlich einen wundervollen Plan für mein Leben? Oder gar keinen?

Oder nur einen wunderlichen?

Meine Heiligung zum Beispiel.

Ein merkwürdiges Wort, das nach schrulliger Askese klingt.

Was ist denn nun damit?

Bisher habe ich mir nicht sonderlich viele Gedanken darüber gemacht.

In meinen ersten zehn Lebensjahren war ich einfach nur da.

In meiner Teenagerzeit habe ich angefangen nachzudenken. Darüber, wer ich eigentlich bin.

In meiner Studentenzeit, die in meine Zwanzigerjahre fiel, bin ich in die Welt aufgebrochen, habe meinen Horizont erweitert und meinen Kopf mit Wissen gefüllt.

In meinen Dreißigern habe ich mich vom Lernen aufs Machen verlegt, auf die Karriere und auf das Ausleben meiner geistlichen Berufung. Ich habe mir meinen Platz an der Sonne gesucht, meinen Liegestuhl immer ein Stückchen weiter hin zum Meer verlegt.

Und jetzt?

Fängt die Besitzstandswahrung an. Verteidige ich mein Handtuch gegenüber denen, die sich drauflegen wollen. Passe ich auf, dass ich keinen Sonnenbrand kriege. Dass mich kein Tsunami wegschwemmt. Dass ich anderen dabei helfe, ihren eigenen Platz an der Sonne zu finden.

Ich bin in dem Alter, in dem sich die Grenzerfahrungen häufen, in dem deutlich wird, dass sich bestimmte Berufswünsche und Beziehungssehnsüchte nie erfüllen lassen werden. Mit Anfang vierzig ist klar, dass sich ein Tagtraum, dem ich seit meiner Teenagerzeit nachgegangen habe, nicht einmal theoretisch umsetzen lassen wird. Ich werde nie aufgrund eines genialen Probetrainings einen Vertrag bei Bayern München unterschreiben und werde nie im Champions-League-Finale kurz vor Schluss beim Stand von 0:2 eingewechselt. Ich werde mich nie in der vorletzten Minute vom eigenen Strafraum zum gegnerischen Tor durchdribbeln und den Anschlusstreffer erzielen. Ich werde nie in der letzten Minute eine Eckball-Flanke aufnehmen und das Leder aus dreißig Metern volley in den Winkel knallen. Ich werde nie in der letzten Minute der Nachspielzeit eine Ecke direkt ins Tor dreschen.

Schluss mit den kindischen Fantasien.

Ich möchte ein reifer Mensch sein.

Und ein Gottesmann.

Deshalb nervt es mich, wenn ich meine Gehirnkapazitäten nicht darauf verwende, einfach ein vorbildliches Leben zu führen, sondern stattdessen grübele. Ob meine Erfahrungen in mein

Weltbild passen – oder ob der neue Wein frischer Eindrücke die alten Schläuche meines Credos zum Platzen bringt.

Vielleicht ist das das Schicksal von Intellektuellen und solchen, die sich dafür halten. Das Reale und das Ideale permanent miteinander abzugleichen. Das ist schließlich eine Grundvoraussetzung für Weisheit: nichts absolut zu nehmen, sondern alles relativ zueinanderzusetzen. Muster zu bilden. Kontexte zu erkennen. Paradigmen zu entwickeln.

Sätze, die mich fuchsen, sind:

»Ist eben so.«

»Glaub halt einfach.«

Sorry, aber das kann ich nicht.

Für mich kommt nämlich erschwerend hinzu, dass ich Journalist bin.

Journalisten sind notorische Skeptiker. In keinem anderen Berufsstand ist der Anteil der Agnostiker und Atheisten so hoch. Das liegt nicht etwa daran, dass Zeitungsreporter und Fernsehredakteure einem zynischen Materialismus zuneigen und alles miesmachen wollen.

Im Gegenteil.

Sie wollen die Welt besser machen.

Den meisten meiner Kollegen kann ich attestieren, dass sie Idealisten sind. Sie haben eine Vorstellung von Perfektion und messen die Verhältnisse daran. Logisch, dass die Verhältnisse dabei meist schlecht abschneiden. Auch deshalb, weil der journalistische Spürsinn dafür sorgt, dass zu jedem Argument auch ein Gegenargument gefunden wird.

Wer viel von der Welt gesehen hat, der hat immer ein »obwohl«, »dennoch«, »gleichzeitig«, »trotzdem«, »andererseits« auf den Lippen.

Ich bin realistischer geworden – und weniger idealistisch.

Ist das nun eine gute oder schlechte Entwicklung?

Der sozialdemokratische Nachkriegspolitiker Kurt Schumacher hat den richtigen und wichtigen Satz geprägt: »Politik beginnt mit dem Betrachten der Wirklichkeit.«

Das mache ich selbst nun seit fast einem Vierteljahrhundert. Die Wirklichkeit betrachten. Erst als Historiker die der Vergangenheit. Dann als Reporter die der Gegenwart. Seit zehn Jahren arbeite ich als Hauptstadtkorrespondent fürs Fernsehen. Ich habe unzählige Experten interviewt, zahllose Konferenzen besucht und mittlerweile fast hundert Länder bereist. Zuletzt war ich in Asien unterwegs. Ich habe buddhistische, hinduistische und muslimische Zeremonien beobachtet. Und mich darüber gewundert, dass viele Rituale sich nicht sonderlich von denen unterscheiden, die ich in Kirchen mitverfolgt habe. Da wird Weihrauch verbreitet, werden Glöckchen geläutet, Kniefälle gemacht, Gebete gemurmelt, Anbetungsformeln gesungen.

Und immer schwingt da bei mir die Frage mit: Was macht den christlichen Glauben eigentlich aus bzw. so besonders?

Oder handelt es sich bei den Religionen, wie einige ihrer Kritiker betonen, um dieselbe Soße, die das fade Leben schmackhafter machen und den ätzenden Beigeschmack der Todesangst abmildern soll?

Fakt ist: Auch vielen Christen geht es dreckig, und manche Christen machen selbst schmutzige Sachen.

- Ein Freund, den ich für seinen Missionseifer bewundert habe, hat für eine neue Partnerin seine Familie verlassen.
- Der Vater einer Freundin, der als Pfarrer viele Menschen zum Glauben geführt hat, hat sich in einem depressiven Anfall mit dem Messer aufgeschlitzt und umgebracht.
- Der Sohn des Megakirchen-Pastors und Bestseller-Autors Rick Warren, der Millionen von Menschen zu einem »Leben mit Vision« geführt hat, tötete sich ebenfalls selbst.

- Drei meiner christlichen Freunde sind in den letzten Jahren an Krebs gestorben. Sie alle waren unter vierzig. Zwei von ihnen hinterließen einen Ehepartner und kleine Kinder. Sie haben tagelang vor Schmerzen geschrien, bevor ihre Organe den Dienst einstellten. Tausende von Menschen hatten für sie gebetet. Ich stelle mir sie und ihre Ehepartner vor, wie sie mit bangen Gesichtern vor dem Arzt sitzen und er ihnen eröffnet: Es sieht nicht gut aus; der Tumor ist gewachsen; wir können es jetzt noch einmal mit Chemo versuchen, aber ... Wie unendlich weit weg müssen sie sich in solchen Momenten von Gott und seiner liebevollen Fürsorge fühlen?
- Gerade wurde bei einer weiteren Freundin und Mutter ein offensichtlich unheilbarer Krebs diagnostiziert. Wieder werden Gebetskreise ins Leben gerufen. Wieder stellen wir uns trotzdem darauf ein, dass der Krebs sich weiterfrisst.

Noch weitaus größer ist die Zahl der Menschen, die jeden Tag für eine geistliche Erneuerung in Deutschland beten. Aber das spirituelle Siechtum verschlimmert sich nur. Die vielen Gemeinde-Start-ups, die vorzugsweise in coolen Metropolen gegründet werden, verschleiern das kirchliche Massensterben in der Fläche.

Laut einer Meldung der Katholischen Nachrichtenagentur kommen auf jeden Angestellten der katholischen Kirche nur drei Menschen, die regelmäßig in die Kirche gehen. Bei der evangelischen Konkurrenz ist das Verhältnis von Kirchen- und Diakonie-Angestellten zu Gottesdienstbesuchern nahezu 1:1. Ich habe laut geächzt, als ich die Statistik gelesen habe.

Da hilft kein zweckoptimistisches Beschönigen der Lage. In Deutschland glauben immer weniger Menschen an die Existenz Gottes und noch weniger daran, dass sie ihr Leben nach ihm ausrichten sollten. Die bekennenden Christen verkümmern von

einer beträchtlichen Minderheit zu einer randständigen Splittergruppe. Trotz aller frommen Verbände, die die positive Veränderung der Gesellschaft in ihre Agenden hineingeschrieben haben, geht der christliche Einfluss kontinuierlich zurück – in Westeuropa genauso wie in Nordamerika. Weil sich das öffentliche Leben nicht nach der Wahrheit richtet, sondern nach der Mehrheit.

So ist nun einmal die Welt, in der wir leben. Sie besteht, wie das ganze Universum, aus Masse und aus Energie. Leider kommen wir Christen nicht nur auf ziemlich wenig Masse, sondern wir produzieren auch ziemlich wenig Energie, nicht zuletzt an den Spitzen unserer Gemeinden und Verbände. Damit meine ich nicht die Generation, die in den letzten Jahren an den Schaltstellen gesessen hat. Sie erscheint vielen Nachgeborenen zwar als zu konservativ, zu provinziell, zu bieder – und manchmal sind ihre Vertreter es auch. Dabei wird übersehen, dass es sich bei vielen Leitern von christlichen Werken um echte Pioniere handelt, die eine beachtliche Aufbauarbeit geleistet haben.

Diejenigen, die nun an ihre Stelle rücken, sind oft geschmeidiger und eloquenter. Sie bloggen, twittern, können Salsa tanzen, Cocktails mixen und alle Episoden angesagter Kult-Fernsehserien wie »Dexter«, »Mad Men« oder »Game of Thrones« nach erzählen.

Aber werden sie ihre Schäfchen verteidigen, wenn die Wölfe kommen?

Auf einer großen Kirchenkonferenz in den USA habe ich einen Jungpastor getroffen, der vom »Time«-Magazin unter die hundert einflussreichsten Amerikaner gewählt worden war: Rob Bell. Er nahm an einer Podiumsdiskussion teil, parlierte witzig und charmant. Die Moderatorin fragte ihn danach, wovor er die größte Angst habe. Er kreuzte seine Beine, lehnte sich zurück und lächelte. Ich weiß nicht mehr, welche Antwort ich mir ge-

wünscht hätte. Vielleicht: »Ich fürchte mich vor dem Tod.« Oder: »Ich fürchte mich davor, dass andere Menschen verloren gehen.«

Rob Bell sagte stattdessen: »Ich habe Angst davor, dass ich kein Risiko mehr eingehe.«

Kurz darauf habe ich dieselbe Frage einem meiner geistlichen Mentoren gestellt: ein erfahrener Prediger, seit fast einem halben Jahrhundert unterwegs im Auftrag des Herrn. Er antwortete spontan: »Dass ich Gott seinen Ruhm streitig mache.«

Das hat mich beeindruckt.

Auch, weil ich innerlich oft näher bei Rob Bell und anderen selbstbewussten und ein wenig selbstverliebten Macher-Christen bin.

Schließlich gehöre ich genauso zu der Spezies ultramoderner Menschen, die einen Großteil ihrer Zeit nicht damit zubringen, sich um das Wohl anderer zu sorgen, sondern am aufgeräumten Schreibtisch über mich selbst zu reflektieren. Ja, ich möchte gerne geistliche Verantwortung übernehmen. Aber noch lieber möchte ich eine Million Bücher verkaufen, mir von dem Erlös ein Strandhaus im kalifornischen Malibu kaufen und dort weiterschreiben – darüber, wie wir Christen die Welt verändern können.

Dabei läuft längst ein Transformationsprozess.

Leider in die falsche Richtung.

Die Welt wird nicht christlicher.

Aber die Christen werden weltlicher.

Neulich war ich zu Besuch in einer neu gegründeten Gemeinde, die für die Vielzahl ihrer U30-Mitglieder bekannt ist. Davon fehlten an diesem Sonntagmorgen jedoch viele. Sie waren zu einem säkularen Rockfestival gefahren.

Ich sag ja nichts.

Hab ich ja selbst schon gemacht.